

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Kinsky, Esther
Hain

Geländeroman

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42789-7

SV

Esther
Kinsky

HAIN

Geländeroman

Suhrkamp

Erste Auflage 2018
© Suhrkamp Verlag Berlin 2018
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt
oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-42789-7

HAIN

Hat es Sinn, auf eine Baumgruppe zu zeigen und zu fragen: »Verstehst Du, was diese Baumgruppe sagt?« Im allgemeinen nicht; aber könnte man nicht mit der Anordnung von Bäumen einen Sinn ausdrücken, könnte das nicht eine Geheimsprache sein?

*Ludwig Wittgenstein,
Philosophische Grammatik*

I

OLEVANO

I plans un mond muàrt.
Ma i no soj muàrt jo ch'i lu plans.

Pier Paolo Pasolini

viï / mortï

In rumänischen Kirchen gibt es zwei voneinander getrennte Stellen, an denen die Gläubigen Kerzen anzünden. Das können zwei Nischen in der Wand sein, zwei Simse oder zwei Gehäuse aus Metall, in denen die Kerzen flackern. Auf der linken Seite ist die Abteilung der Kerzen für die Lebenden, auf der rechten Seite die für die Toten. Stirbt ein Mensch, für den zu Lebzeiten eine Kerze in der linken Abteilung entzündet worden ist, wird die brennende Kerze in die rechte Abteilung versetzt. Von den viï zu den mortï.

Den Brauch des Kerzenanzündens in rumänischen Kirchen habe ich nur beobachtet, nie selbst ausgeübt. Ich habe die Kerzen an den ihnen zugedachten Stellen flackern sehen. Ich habe die Buchstaben über den Abteilungen entziffert – schlichte Nischen in einer Wand, Vorsprünge, filigrane Behälter aus geschmiedetem Eisen oder durchbrochenem Blech – und habe sie als Namen gelesen, die den einen Raum für die Hoffnung benennen, viï, und den anderen für die Erinnerung, mortï. Die einen Kerzen leuchten der Zukunft, die anderen der Vergangenheit.

Einmal sah ich in einem Film, wie ein Mann eine flackernde Kerze für eine Angehörige aus der Nische der viï nahm und in die für die mortï stellte. Vom Wie-will-es-werden zum War-einmal. Vom Gaukeln der Zukunft zur Reglosigkeit des erinnerten Bildes. Die Geste im Film rührte in ihrer Schlichtheit und Hinnahme, doch gleichzeitig stieß sie ab, gehorsam und nüchtern, das stumme Befolgen einer Regel.

Wenige Monate nachdem ich diese Szene in einem Film sah, starb M. Ich wurde Hinterbliebene. Vor dem Eintritt der Hinterbliebenenschaft mag man »Tod« denken, aber noch nicht »Abwe-

senheit«. Die Abwesenheit ist undenkbar, solange es noch eine Anwesenheit gibt. Für den Hinterbliebenen bestimmt sich die Welt durch Abwesenheit. Die Abwesenheit des Lichts im Raum der vii überschattet das Flackern im Raum der morți.

Gelände

In Olevano Romano lebe ich auf einige Zeit in einem Haus auf einer Anhöhe. Nähert man sich dem Ort über die gewundene Straße, die aus der Ebene hinaufführt, erkennt man das Gebäude von weitem. Links von der Anhöhe mit dem Haus liegt das alte Dorf wie um den steilen Hang gewölbt, felsfarben, bei jedem Licht und Wetter anders grau getönt. Rechts von dem Haus, etwas weiter oben am Berg, liegt der Friedhof, eckig, weißlich betongrau, umrahmt von hohen schmalen schwarzen Bäumen. Zypressen. Sempervirens, der nie vergehende Totenbaum, ein scharf gegen den Himmel ragendes Widerwort auf die ungestrengen Pinien.

Ich wandere an der Friedhofsmauer entlang, bis die Straße sich gabelt. Nach Südosten führt sie durch Olivenhaine, wird zwischen Bambusgestrüpp und Weinfeldern zu einem Feldweg, der einen schütterten Birkenhain streift. Drei, vier Birken, versprengte Boten, Irrgäste zwischen Olivenbäumen, Steinichen und Weinstöcken, stehen schief auf einer Art Nase, die sich neben dem Weg erhebt. Von dieser Nase aus blickt man hinüber zu der Anhöhe mit dem Haus. Das Dorf liegt jetzt wieder links, der Friedhof rechts. Ein kleiner Wagen bewegt sich durch die Gassen des Dorfes, jemand hängt Wäsche an der Leine unter den Fenstern auf. Die Wäsche sagt: *vii*.

Als man im 19. Jahrhundert zum Malen hierherkam, mag diese Nase ein guter Aussichtspunkt gewesen sein. Vielleicht haben die Maler achtlos und ahnungslos beim Herausziehen des Schnupftuchs aus der Jackentasche Birkensamen aus der nordfarbenen Heimat verstreut. Eine im Vorbeigehen abge-

zupfte und längst vergessene Birkenblüte, die hier zwischen dem Gras kleine Wurzeln ausbildete. Die Maler werden sich den Schweiß von der Stirn gewischt und dann weitergemalt haben. Die Berge, das Dorf, womöglich auch kleine Rauchsäulen, die in der Ebene aufstiegen. Wo war der Friedhof? Das älteste Grab, das ich auf dem Friedhof finde, ist für einen Deutschen aus Berlin, der hier 1892 starb. Das zweitälteste Grab für einen verwegenen blickenden Olevaner mit Hut, der 1843 geboren wurde und 1912 starb.

Unterhalb der Birkenirrgäste arbeitet ein Mann in seinem Weinfeld. Er schneidet Bambus, stutzt die Stengel, verbrennt die fleddrigen Wische, bringt die Stengel auf gleiche Länge. Daraus baut er Gerüste, komplizierte Gebilde aus Stangen um die sich zum Sprießen anschickenden Weinstöcke. Kreuzpunkte mehrerer gegeneinander verschränkter Stangen werden mit einem Stein beschwert. Hier gedeihen die *viti* zwischen den *viš* in der Ferne, links, und den *morči*, etwas näher, rechts.

Es ist Winter, der Abend kommt früh. Mit Einbruch der Dunkelheit liegt das alte Dorf Olevano im gelben Schein der Laternen. Entlang der Straße nach Bellegra und durch die neuen Siedlungen auf der Nordseite zieht sich ein Gewirr von grellweißen Lampen. Oben am Hang schwebt der Friedhof im Leuchten der unzähligen immerwährenden Lämpchen, die vor den Grabplatten schimmern, aufgereiht auf den Sims vor den Grabkammern. Wenn die Nacht sehr dunkel ist, hängt der von den *lucis perpetuae* erleuchtete Friedhof wie eine Insel in der Nacht. Die Insel der *morči* über dem Tal der *viš*.

Weg

Es war Januar, als ich in Olevano ankam, zwei Monate und ein Tag nach M.s Beerdigung. Die Reise war lang, führte durch schmutzige Winterlandschaften, die sich unentschlossen an graue Schneereste klammerten. Im Böhmerwald troff jüngst gefallener nasser Schnee von den Bäumen und trübte den Blick durchs Stifter'sche Unterholz auf die junge Moldau, die nicht einmal einen dünnen Rand aus Eisspitze hatte.

Als sich die Landschaft hinter schroffen Abhängen ins Friulische weitete, fiel mir eine Last vom Herzen. Ich hatte vergessen, wie sich die Begegnung mit dem Jenseits-der-Alpen-Licht vollzog, und begriff mit einem Mal die lang zurückliegenden Euphorien meines Vaters bei jeder Abfahrt aus den Alpen. *Non ho amato mai molto la montagna / e detesto le Alpi* heißt es bei Montale, doch für diese Abfahrt und Ausfahrt ins andere Licht taugen sie. Auf der Höhe des Abzweigs nach Venedig begann es zu dämmern. Je dunkler es wurde, desto größer, flacher, weiter erschien mir die Ebene, die Temperatur fiel unter null, man sah einzelne Lichter, hier und da sogar kleine Feuer im Freien, so kam es mir vor. Ich machte Halt in Ferrara. Das hatten M. und ich uns für diese Reise vorgenommen. Ferrara im Winter. Der Garten der Finzi-Contini im Schnee oder gefrierenden Nebel. Der Dunst der pianure. Italien war ein Land, in dem wir nie zusammen gereist waren.

Am nächsten Morgen fand ich eine Scheibe des Autos eingeschlagen. Der hintere Sitz und all die dort verstaute Dinge, die Hefte, Bücher und Fotografien, Schachteln mit Schreib- und Zeichenstiften, waren übersät mit Glassplittern.

Der Dieb hatte nur die beiden Koffer mit Kleidung genommen. Einer der Koffer war voll mit Kleidungsstücken, die M. in den letzten Monaten getragen hatte. Ich hatte mir vorgestellt, wie seine Strickjacke an dem fremden Ort über dem Stuhl hängen würde, ich würde beim Arbeiten seine Pullover tragen und in seinen Hemden schlafen.

Ich erstattete Anzeige bei der Polizei. Das musste in der Questura geschehen, diese lag in einem alten Palazzo mit schwerem Portal. Ein kleiner Polizist saß auf einem Stuhl mit hoher geschnitzter Rückenlehne hinter dem Schreibtisch und nahm meine Anzeige auf. Seine Polizistenmütze mit einer prächtigen goldfarbenen Kordel lag auf einem Stoß Papiere neben ihm und sah aus wie das vergessene Requisite für einen Faschingsball mit Matrosenthema.

Auf Empfehlung eines untergeordneten Polizisten, der mir die Kopie des Berichtes aushändigte, verbrachte ich Stunden damit, in der Nähe des Parkplatzes am Fuße des Stadtwalls zwischen Büschen und Sträuchern nach den gestohlenen Koffern zu suchen. Ich fand nur ein Fahrrad, das sorgsam mit trockenem Herbstlaub bedeckt war. Als es dunkel wurde, gab ich die Suche auf und machte die nötigsten Einkäufe. Am Abend fiel mein Blick auf die Adresse im Briefkopf des Papiers von der Questura: Corso Ercole I d'Este. Das war die Straße, von der aus man den Garten der Finzi-Contini betrat.

Früh am nächsten Tag brach ich auf in Richtung Rom und Olevano. Es war bitterkalt, das Gras auf dem Stadtwall war mit Raureif bedeckt, und den Händlern, die auf der Piazza Traviglio ihre Marktstände aufbauten, stand der Atem in großen Wolken vor den Mündern. Ein paar frierende Afrikaner drückten sich um die Bars am Platz herum, Markttag versprach mehr Leben und Gelegenheit als die anderen Wochentage, ein bisschen Handel, Handreichungen, Zigaretten, Kaffee.

Das Licht hinter Bologna, die kindheitserinnerten Ausblicke von der Autobahn, sogar die Tankstellenmärkte mit ihren

pompösen Schokoladenaufbauten spendeten einen seltsamen Trost, als könnte die Welt so unverfänglich und nebensächlich, so unverwandt mit allem Schmerz bleiben wie diese helle Landschaft, die draußen vorüberglitt, eine bewegliche Panoramabühne, die mir in meiner tiefen und durch keinen Schlaf zu lindernden Müdigkeit weismachen wollte, nur sie sei es, die sich bewegte, während ich immer am selben Ort blieb, und eine Zeitlang glaubte ich ihr.

Doch nach der Abfahrt von der Autobahn in Valmontone war ich auf unbekanntem Gelände, abseits von Erinnerungen. Im kriechenden Verkehr durch die kleine Stadt sah ich ein, wie weit sich Italien von dem Land meiner Kindheitserfahrungen entfernt hatte. Hinter einem kleinen Hügelkamm breitete sich eine Ebene aus, an deren anderem Ende Berge aufstiegen. Die Gipfel in der zweiten, dritten Reihe trugen Schnee, das mochten schon die Abruzzen sein, die sich in meinem Kopf immer noch auf altmodische Weise mit Wölfen und Wegelagerern verbanden. Ungutes Gelände, wie alle Gebirge.

Am ersten Morgen in Olevano schien die Sonne, und ein milder Wind raschelte in den welken Blättern der Palme, die in den Blick auf die Ebene am Fuße des Hügels ragte. Eine Glocke schlug jede Viertelstunde, eine andere, blecherne folgte ihr mit einer Minute Abstand, als hätte sie diese Pause gebraucht, um die Zeit nachzuprüfen. Am Nachmittag bedeckte sich der Himmel mit Wolken, der Wind wurde schneidend, und abrupt setzte ein schriller Lärm aus dem Dorf ein. Das Dorf wirkte so weit entfernt, eine seltsame Täuschung von dem Haus auf dem Hügel aus, denn man brauchte nur Minuten bis zu dem Platz, auf dem jetzt ein Fest stattfand. Auf diesem Fest wurden Kinder zum Klang lauter Schlagermusik von der Befana beschenkt, der epiphanischen Hexe, in deren Namen am Vorabend im kleinen Supermarkt Großmütter um Rabatte für billige Spielsachen gefeilscht hatten. Die Gaben hatten sie aus den Aktionskörben gezerrt, die in den Gängen

allenthalben im Weg standen: silbrig gekleidete Barbiepuppen, neonfarbene Krieger und Lichtschwerter zum außerirdischen Gebrauch. Eine Animateurin gab immer wieder Rufe vor, die von einem zaghaften Chor aus Kinderstimmen wiederholt wurden, und immer wieder hörte ich dieses Wort – Be-fa-na!, auf der ersten Silbe betont, wie der Dialekt es wohl wollte.

In der Nacht nach dem Tag der Befana dröhnten Mopedfahrer durch die Gassen, und ich lernte, dass sich hier jeder Ton vervielfachte, von unzähligen Flächen gebrochen und offenbar immer hierher, auf dieses unwirtliche Haus auf dem Hügel, zurückgelenkt. Ich lag wach und sann auf Möglichkeiten, mein Leben hier drei Monate lang in eine Ordnung zu pressen, die mich das unerwartet Fremde überleben ließ.

Dorf

Vormittags ging ich ins Dorf. Jeden Tag durch eine andere Gasse. Wenn ich meinte alle Weg zu kennen, tat sich wieder irgendwo eine Treppe auf, ein steiler Gang, ein Torbogen zu einem Ausblick. Der Winter war kalt und nass, längs den schmalen Gängen und Stiegen knisterte die Feuchtigkeit im alten Stein. Viele Häuser standen leer, um die Mittagszeit war es sehr still im Dorf, leblos fast. Auch der Wind fand nicht in diese Gassen, nur die Sonne, die im Winter meistens ausblieb. Ich sah alte Leute, die sich mit spärlichen Einkäufen gegen die Steilheit stemmten. Die Menschen hatten sicher gesunde Herzen hier, Tag für Tag an diesen Anstiegen geübt, mit Lasten und ohne und unter dem Gewicht der winterlichen Feuchtigkeit. Manche stiegen sehr langsam und stetig, andere hielten inne, holten Luft, was hier an Luft zu holen war, ohne Licht und irgendeinen Duft von Leben. An diesen Wintermittagen roch es nicht einmal nach Speisen. In den frühen Nachmittagsstunden hellerer Sonntage tönten aus geöffneten Fenstern an der Piazza San Rocco die Geräusche von Geschirrkloppern und gedämpfte Stimmen, doch an den trüben Winterwerktagen blieben die Fenster geschlossen. Keine Katzen streiften umher. Hunde kläfften die spärlichen Passanten an, wenn sie ein Knöchlein hatten, blieben sie still.

Dann schien eines Tages wieder die Sonne. Die Alten kamen aus ihren Häusern, setzten sich auf dem Piazzale Aldo Moro ins Licht und blinzelten in die Helligkeit. Sie lebten noch. Sie tauten auf wie Eidechsen. Müde kleine Reptilien in wattierten Mänteln mit Kunstpelzbesatz. Die Schuhe der

Männer schiefgelaufen. Den Frauen krümelte der alte Lippenstift von den Mundwinkeln. Nach einer Stunde in der Sonne lachten sie und erzählten. Gestikulierten zum Begleitknistern der Polyesterärmel. In meiner Kindheit waren sie junge Leute. Vielleicht waren sie jung in Rom, Hallodris in gelben Schuhen mit Mopeds und junge Frauen, die aussehen wollten wie Monica Vitti und große Sonnenbrillen trugen, die tagsüber in Fabriken standen und gelegentlich Arm in Arm an Demonstrationen teilnahmen.

Über dem Tal breiteten sich weißliche Rauchwolken aus, leichter als Nebel. Nach dem Stutzen der Olivenbäume wurden die Zweige verbrannt. Tagtägliche Rauchopfer im Angesicht einer Schädlingsplage, die die Ernte bedrohte. Vielleicht standen die Stocherer in den Hainen bei ihren Feuern, die Augen mit der Hand beschattend, und hielten Ausschau, um zu prüfen, welche Rauchsäule wie emporstieg. Über allem lag ein sanfter Brandgeruch.